Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

objekten für deutsche Sprache und Kultur gemacht zu werden, wie es durch solche Aufziehung von an sich höchst dankenswerten Veranstaltungen geschieht — als nicht ganz angemessen empfinden.

Konrad Meier.

Bücher Rundschau

Hans Reinhart.

Hans Reinhart in seinem Werk. 368 Seiten, 9 Kunstdrucktafeln, 1 Vierfarbentafel, mehrere Handschriftenfacsimiles und Notenbeilagen. Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich, 1941.

Gewiß mochten viele, die 1939 auf dem Höhenweg die Bildnisse großer Schweizer betrachtend, unter ihnen die gütigernsten, geistvollen Züge Theodor Reinharts fanden und dadurch an oft gehörte Namen seiner Söhne erinnert wurden, gespannt sein, mehr von ihnen zu vernehmen. Für den Dichter Hans Reinhart ist diese Möglichkeit nun in überraschend schöner Weise gegeben. Ein vornehm ausgestatteter Prachtband ist seinem Werk gewidmet: eine gediegene Festgabe für den 60 Jahre erfüllenden Dichter, eine Ehre auch für die ihm befreundeten Herausgeber und den Verlag. Trotz seines großen Umfangs und Inhalts will das Buch das Lesen der gesammelten Dichtungen nicht ersetzen, wohl aber regt es durch reiche Proben und Auszüge stark dazu an. Je mehr man sich in die Dichtungen selbst versenkt, desto freudiger erkennt man ihre Schönheiten und Tiefen; ja, es erscheint uns sogar als Mangel — als einziger Mangel — des Gedenkwerkes, daß es die Bedeutung des dichterischen Wirkens H. Reinharts nicht noch erschöpfender, noch allseitiger herausarbeitete. So hätten wir **Felix Petyrek**, den Tonsetzer, gern viel mehr von seiner gemeinsamen musikdramatischen Arbeit mit Reinhart erzählen hören. Allzusehr erscheint die ausgesprochene musikalische Begabung des Dichters nur angetönt: in den beigegebenen 3 Jugendkompositionen, in zahlreichen Aussprüchen, in der Erwähnung seines thematischen Führers durch Friedrich Kloses mythisches Oratorium „Der Sonne-Geist" und nicht zuletzt in der Tatsache, daß sehr viele seiner Gedichte vertont wurden und manche seiner tiefempfundenen Nachdichtungen berühmten musikalischen Meisterwerken gewidmet sind. Diese sehr wichtige Seite in des Dichters Sinnen und Schaffen ist wohl zu wenig ausgeführt. Gern würde man mehr von dem jetzt allzu knapp durch Petyrek und durch ein Aquarell Alfred Hahns festgehaltenen Zusammenwirken des Dichters und Musikers erfahren.

Auch **Leo Kaplans** Studie „Der Mensch und sein Schatten" scheint uns zwar eine ergreifende und überzeugende Deutung des für unsern Dichter besonders wichtigen Problems zu bringen, doch nur eine von mehreren möglichen. Uns würde z. B. neben der psychoanalytischen, narzißtischen, animistischen Erklärung auch die literaturgeschichtliche Vergleichung mit andern Gestaltungen fruchtbar scheinen, vom Schlemihl des Halb-Franzosen und Halb-Deutschen Chamisso (Vaterhaus Reinhart-Volkart schweizerisch und international zugleich!) zur Abspaltung des bösen Mr. Hyde vom guten Mr. Jekyll bei Stevenson bis zur grauenhaft realistischen Teilung des Russen Nowikow in einen Geist- und einen Tiermenschen bei Massjutin und bis zur von R. Strauß vertonten „Frau ohne Schatten". Oder es könnte von Calderons „Leben ein Traum" ausgegangen werden und Grillparzers „Traum ein Leben" oder auch von bestimmten Romanen von Dickens. Wir möchten auch die Erfahrungen Kleists im „Prinzen von Homburg" und im „Amphitryon" vergleichen. Oder das Doppelgänger-Problem bei E. T. A. Hoffmann. Und läge nicht eine tiefe philosophische Beziehung zu den in Platons Höhle Gefesselten nahe, die nur ihre Schattenbilder an den Wänden flackernd gewahren? Ferner gibt es auch Menschen ohne — Echo. Gottfried Keller hat es angedeutet, und nach unserem Hinweis und einstigen Gesprächen dichtete Hans von Wolzogen seine „Mär vom Widerhall: Hellmuth und Hagidis". Gegen die Verknüpfung von Narzißmus und primitiv-

magisch-erotischer Auffassung — soweit L. Kaplan sie seiner Deutung dienstbar macht — sträubt sich etwas in uns. Statt seiner Behauptung „der narzißtische Mensch gibt sich nicht gerne weg, teilt sich nicht gerne mit, er will nur sich selbst gehören" und Kaplans Erklärung der Schluß-Katastrophe mit der Verführung Astrids und dem selbstmörderischen Kampf zwischen Dichter und Schatten würden wir eher etwa ein wiederholtes, von Entsagung und Verneinung unterbrochenes und schließlich befriedetes Sichaufbäumen des Willens zum Leben gewahren, in einer Welt als Wille und Vorstellung.

Diese Bemerkungen richten sich keineswegs gegen den sehr anregenden Aufsatz von Leo Kaplan; sie wollen nur andeuten, wie reich und vieldeutig das Lebensdrama H. Reinharts ist, vor dem sein Schöpfer wohl selbst wie vor einem wundervollen, unfaßbaren Rätsel steht und für das Goethes Satz von germanischer Dichtung gilt: Hier fordert man euch auf zu eignem Dichten, von euch verlangt man eine Welt zur Welt. Zwei oder wohl noch mehr Seelen wohnen, ach! in jeder faustischen Brust, auch ohne das Erbe schattenhafter Ahnen. Es ist dem Dichter ein tief bedeutungsvolles Werk gelungen, das reich an dichterischen Schönheiten ist und bei Aufführungen seine dramatische Wirkungskraft bewiesen hat. Wenn Kritiker dennoch mißgünstig von „dramatischem Versuch" oder gar „Hervorbringungen" sprachen, so bewiesen sie nur, daß sie den „Schatten" weder auf der Bühne sahen, noch aufmerksam lasen. Der Dichter ist an mancher Verkennung insofern mitschuldig, weil er allzu bescheiden stets auf seine frühesten Anreger und lieben Meister hinweist. Da denkt dann der oberflächliche Leser und der übelwollende Rezensent: „Bloß Nachahmungen?, nur Kindermärchen?" Und wenn er schon an Andersen sich nicht erinnert, will er auch nichts von Hans Reinhart wissen. — In Wirklichkeit ließe gerade ein Vergleich mit den sogenannten Anregern erkennen, wie stark und selbständig die dichterische Kraft Reinharts ist. Er selbst unterschätzt sie, indem er glaubt, geliebten Schatten allzu sehr Treue halten zu müssen; er will oft Kurwenal bleiben, wo er Tristan sein könnte.

Höchst aufschlußreich ist der Vergleich der Deutung Kaplans mit den Ausführungen **Ernst Uehlis** über des Dichters dramatisches Schaffen und im besondern über den „Schatten", der zweifellos tiefe Blicke in das Wesen Reinharts erlaubt. Uehli tönt die von uns oben verlangten literarischen Beziehungen an und weiß auch über alle andern Dramen Tiefes und Wissenswertes zu sagen. So gewinnen die wiedergegebenen Teile auch für jene Leser Leben, die das ganze Werk nicht kennen. Vollkommen wird man Uehli beistimmen, wenn er Vollendung des Bruchstücks „Vineta" anregt. „Der Garten des Paradieses" verdiente noch ausführlichere Würdigung. Für unser Empfinden enthält das Wintermärchenspiel „Die arme Mutter und der Tod" eine der ergreifendsten Stellen, wie die Weltdichtung wenige kennt.

Ausgezeichnet deutet **Gustav Gamper** die viel zu wenig bekannten Prosadichtungen. Auch sie erweisen H. Reinhart als einen Gralssucher; sprachliche Vollendung und stete Beziehung alles Sinnlichen zum Übersinnlichen sind ihre Kennzeichen.

Abhängigkeit von Vorbildern war die eine Behauptung, die dem Dichter in den Garten geworfen wurde. Wir sahen, wie ungerecht sie ist. Hat man je Racine oder Goethe getadelt, weil sie nach Euripides eine Iphigenie dichteten, oder Schiller, weil er den „Tell" schuf? — Ein zweiter Einwand richtet sich gegen das hier besprochene Werk: es sei von „Freunden" verfaßt! Ein Vorzug wird zum Vorwurf umgedeutelt. Als ob Gleichgültigkeit oder gar Haß den Zutritt zur Seele eines Dichters ermöglichen würden! Das Buch ist frei von Byzantinismus, ja gerade weil Freunde es schrieben, ist es oft sehr zurückhaltend. Vielleicht wurde auch absichtlich unterlassen, die Stellung H. Reinharts im schweizerischen Schrifttum vergleichend zu umreißen oder auch Berührungen mit ausländischen Dichtern aufzufinden. (Es schiene uns fruchtbar, etwa zu sehen, wie ähnliche Geistesrichtung sich z. B. beim Gralssucher Friedrich Lienhard oder beim Dänen Karl Gjellerup, ja bei Grillparzer auswirkte.) Gerade in einer Zeit der Unkultur, die immer geneigt ist, edelste Ritter nur als Don Quixotes zu erkennen, oder in der vielleicht jeder Kämpfer für Ideale Züge jenes Streiters aus La Mancha annehmen muß, sollte Dankbarkeit und Ergriffenheit hochgehalten werden.

Die Vielseitigkeit Reinharts zeigte sich in den erkenntnisreichen Aphorismen, von denen wir die meisten, fast stets zustimmend, dann und wann auch fragend,

dem Leser mitgeben möchten; sie zeigt sich ferner in der sehr erwünschten, ein kulturelles Bild bestimmter Erscheinungen auf dem Gebiet jeder Kunst seit vier Jahrzehnten vermittelnden Auswahl von in Zeitungen erschienenen Würdigungen und Kritiken. **Hermann Draber** leitet sie ein und stellt fest, daß der Instinkt Reinharts sich nie irrte, wenn er sich für wertvolle neue Werke einsetzte. Sein Ziel ist ein ethisches: Die Menschen zum tieferen Erlebnis des Schönen, des Gehaltvollen, innerlich Bereichernden zu führen.

Für die Lyrik Reinharts ist **Julie Weidenmann** berufene, harmonisch einstimmende Künderin. Schon die Proben überzeugen, daß, nach ihrem Wort, Reinhart einer unserer besten Schweizer Lyriker ist, zwar kein Neutöner, aber ein lauterer, echter Dichter.

Ergreifend sind die vier Seiten, die **Albert Steffen** dem Bildnis des ihm in Dichtung und Weisheit Befreundeten widmet. Alte Kultur Asiens und neue Geisteswissenschaft Europas leiteten Beide. Wäre das West-Ostproblem durch Rudolf Steiner wirklich gelöst? Für die meisten Leser bleibt Steffens Zuversicht eine kühne Frage.

Überhören wir all das in diesem auch äußerlich festlichen Band Angetönte, so klingt in uns aus ferner Kindheit das Märchen Andersens von der Glocke im Walde nach, deren Ton bald laut, bald leise im Lande gehört wird. Viele suchen sie; manche meinen, der Klang sei nur Einbildung; andere schlagen vor dem Wald ihre Buden auf; einer dringt ein wenig in den Wald ein, bringt eine Behauptung mit und erhält vom Kaiser den Titel „Weltglöckner". Nur zwei Kameraden, der Prinz und sein zerlumpter Mitkonfirmand, wandern bis in die Tiefen des Waldes, erklimmen einen Felsen und hören endlich bei sinkender Sonne ganz nahe die unsichtbare heilige Glocke. Klingen nicht die Glocken ähnlich, die der sterbende Johannes, Astrid und Weber hören, wenn der Schatten besiegt ist? — Möge der Festband, mögen alle Dichtungen des aus schweizerischer Kultur nicht wegdenkbaren Hans Reinhart Leser finden, die zwar keine Weltglöckner seien, aber sich sehnen nach Erkenntnis und Schönheit wie der Königssohn und sein armer Kamerad.

Karl Alfons Meyer.

Literatur.

Emil Staiger legt jetzt in der **Sammlung „Sprachgut der Schweiz"** (Hefte für den Deutsch-Unterricht, Abteilung C, Heft 1; **Verlag Rentsch, Erlenbach** 1940) die **Antigone-Übersetzung** vor, welche vergangenen Winter am Zürcher Schauspielhaus gespielt wurde. Dieses Trauerspiel ist ja nicht von der unmittelbaren mittelsten Eindruckswucht wie der (früher gleichfalls von Staiger übersetzte) „König Ödipus" (Furche-Verlag, Berlin). Der heutige Mensch denkt dabei etwa: Laß die Toten ihre Toten begraben — bedenkt dabei allerdings nicht genug, daß es sich um eine uns allerdings fernliegende Einkleidung dringlichster Pietätspflicht, der Idee von göttlichem Recht gegen menschliches Recht handelt — also Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Solange die Wert-Überordnung eindeutig ist, ist das allerdings an sich nicht tragisch. Die eigentliche Tragik hat hier zwei Wurzeln, eine persönliche und eine sachliche. In starrer Größe vermißt sich die Jungfrau Antigone eines Übermenschlichen, reißt es mit Triumph an sich, sehr cornelianisch auf den „Ruhm" (gloire) ihres Tuns pochend und die zartere, obschon auch nicht schwächliche Schwester bitter höhnend. In herbem spartanischem Patriarchalismus rühmt sie den Bruder als das Einzigartige, Gatten und Kinder nennt sie, die sehr Geliebte, ersetzlich. Nachher kommt ein Durchbruch des Menschlichen — ähnlich wie im „Prinzen von Homburg" — der einem Zusammenbruch gleichkommt. In offener Verzweiflung beklagt sie ihren Tod, der ihr Ehe und Mutterschaft raubt, und endet von eigener Hand: das zerbrochene Werkzeug einer großen notwendigen Idee. Dieser Untergang reißt die Gegenseite in sich hinein; und darin eröffnet sich eine zweite, tiefere Tragödie zwischen zwei absolut maßungleichen Räumen menschlichen Seins. Es ist der tötliche Zusammenstoß zwischen der untergründigen Welt der Frau, an welcher die lebensgleichgültige Forderung des Staates nichtsbedeutend und schließlich sich selbst aufhebend ins Leere stößt — und der erbarmungslos hellen des Mannes, deren unaufhaltsame sachliche Verkettung über die blinde Hülflosigkeit des Lebendigen zermalmend hinfährt. Der Ausgleich kann

nur im Maßhalten gefunden werden. Ernst Jünger sagt Erleuchtendes über jenen Gegenstand in dem Abschnitt „Aus den Zeitungen" seines Buches „Das abenteuerliche Herz" (2. Fassung).

Die Übersetzung wird uns in edler Sprache von natürlichem Fluß geboten; sie ist weniger synkopisch als die des „Ödipus". In den Chören leistet sie das Erdenkliche. Ganz wird deren gedrängtestem Wortprunk in anderer Sprache nie beizukommen sein. Erich Brock.

Hermann Augustin: Goethes und Stifters Nausikaa-Tragödie. Über die Urphänomene. Verlag Benno Schwabe, Basel 1941.

In einem bescheidenen Vorwort gesteht der Verfasser, daß er sich seiner Unternehmung nicht gewachsen fühle, daß er es aber nicht habe lassen können, auf die geliebten Gegenstände hinzuweisen. Wir befürchten in der Tat, daß die zünftige Germanistik mit einem hochmütigen Achselzucken an dem Buch vorbeigehen wird. Schon der Titel entspricht dem Inhalt kaum. Die Nausikaa-Tragödie — Goethes Fragment und Stifters Plan — wird nur hin und wieder berührt und ordnet sich sehr weit gefaßten, kühnen Zusammenhängen ein. Der Begriff des Urphänomens kommt freilich immer wieder zur Sprache. Wer aber eine Entwicklung und Klärung der in diesem gewaltigen Wort enthaltenen Probleme erhofft, sieht sich abermals enttäuscht. Entwickelt, angeordnet und aufgeschichtet wird hier überhaupt nichts. Mit Recht nennt der Verfasser selber seinen Aufsatz „Intarsia". Alles ist aneinandergereiht. Die Parataxe waltet in nicht zu überbietender Weise vor. Ja, ganze Seiten bestehen manchmal nur aus Zitaten verschiedenster Herkunft. Die Vorsokratiker, Plato, die Mystiker Seuse und Tauler, Hölderlin, Nietzsche sind es vor allem, die neben Goethe und Stifter am häufigsten angeführt und gefeiert werden, nicht etwa auf Grund einer klaren Erkenntnis der inneren Beziehung, sondern durchaus ahnungsweise, wie einer eine halb verlorene Spur im Wald verfolgen mag. So fiele es also gewiß nicht schwer, das Büchlein hochmütig abzuweisen. Aber damit täte man dem Verfasser ein unverzeihliches Unrecht. Wenn irgendwo, so liegt in dieser Schrift ein erstaunliches Beispiel vor für das, was reine Liebe vermag, für das eigentliche Verhältnis von Liebhaberei und Wissenschaft, von dem die Wissenschaft begreiflicherweise wenig wissen will, und das doch, aller Proteste ungeachtet, so zu fassen ist, daß nur der Liebende erkennt, dem Gelehrten aber einzig die Verarbeitung, die Ordnung und Begründung des Erkannten übrig bleibt. Das Höchste wird vollbringen, wer Beides in einer Person vereinigen kann. Wo das nicht möglich ist, gebührt dem echten Liebhaber immer der Vortritt. Zumal einem Liebhaber wie Augustin! Die Ehrfurcht vor dem Gegenstand schwingt und klingt in jedem Satz. Man möchte sagen, die ganze Darstellung zittre fast vor Innigkeit. Und wenn sich das Tasten auch manchmal verirrt — vor allem bei Nietzsche, dessen Abstand von den echteren älteren Gestalten nicht genügend berücksichtigt ist —, so sind doch die großen Zusammenhänge mit wunderbar richtigem Blick gesehn. Jeder aufmerksame Leser wird alsbald wieder zu Stifter greifen, zum „Witiko" und zu Goethes „Novelle", und wird sein Auge geöffnet finden für bisher unentdeckte Schönheit. Und damit hat der Verfasser wohl das Ziel erreicht, das er sich gesetzt. „Nur daß er dienen durfte, freute ihn". Den Dienst am Wort des Dichters aber hat er mit reinster Treue geleistet.

Paul Kluckhohn: Das Ideengut der deutschen Romantik. Verlag Max Niemeyer, Halle an der Saale 1941.

Ein ausgezeichneter Kenner der Romantik wagt es hier, in einer wenig umfangreichen Schrift das ganze ungeheure Ideengut einer der reichsten Epochen der deutschen Geistesgeschichte auszubreiten. Die Idee des Lebens, die Natur, der Mensch, Freundschaft, Liebe, Ehe, Staat und Vaterland, Volk und Geschichte, Religion, Kunst und Dichtung — im Hinblick auf diese Probleme werden romantische Dichter und Denker befragt; und die Antworten, die sie geben, werden in äußerst gedrängten Kapiteln systematisch, aber doch in sehr schmiegsamer Weise entwickelt, so, daß wenig von der doch so reich nuancierten Fülle verloren geht. Was das heißen will, mag ermessen, wer sich je mit romantischen Differentialdiagnosen beschäftigt hat. Der Breite der Thematik entspricht die große Zahl der befragten Autoren. Neben den großen, allgemein bekannten Geistern sind mit gleicher Treue die noch nicht so gründlich erforschten und schwer zugänglichen wie Baader und

J. Görres behandelt, und ebenso solche zweiten Rangs wie Schubert, Steffens, Friedrich Creuzer, sodaß das Büchlein eine gewisse glückliche Vollständigkeit erreicht.

Von seltener Selbstlosigkeit zeugt die Zurückhaltung des Verfassers, der kaum je mit seiner Person und seiner Auffassung der Dinge hervortritt, sondern einzig um die reinste Darstellung der Sache bemüht ist.

Wer freilich hoffen möchte, mit diesem Leitfaden endlich zum Bewußtsein der Einheit der deutschen Romantik zu kommen, fände sich vielleicht enttäuscht. Zwar bietet Kluckhohn im letzten Kapitel eine Zusammenfassung, gegen die nichts einzuwenden ist:

„Trotz mancher Unterschiede und Wandlungen zwischen ihren einzelnen Phasen und Gruppen und noch größerer Unterschiede ihrer Träger erwies sich die Romantik uns doch als eine Einheit in den Hauptzügen und wesentlichen Ideen: in der gemeinsamen Front gegen die Aufklärung auf allen Gebieten, in dem Lebensgefühl der Bewegung, des Gegensatzes und der Einheit, in dem daraus erwachsenden Synthesestreben, das alle Polaritäten zu höherer Einheit bindet, und in der Idee des Organischen und der individuellen Organismen, die die Auffassung der Natur ebenso bestimmt wie die des Menschen und die Staats- und Geschichtsauffassung und Volksgeistlehre und die Kunsttheorie."

Allein es fragt sich, ob mit dem an dieser Stelle und in dem ganzen Buch gewählten addierenden und die Summen vergleichenden Verfahren so etwas wie eine Erkenntnis von Einheit überhaupt zu gewinnen ist. Ich glaube nicht. Mir scheint vielmehr, man müßte den Versuch unternehmen, hinter die Inhalte des romantischen Denkens und Dichtens zurückzugehen auf seine Form, im Kantischen Sinn, die reine Form der Anschauung, die noch von keinem Inhalt weiß und alle Wirklichkeit erst bestimmt, sowohl das Wesen von Reimen und Rhythmen wie das von allgemeinen Ideen. Nur so könnte die Darstellung nach so viel toter Tradition das zündende Leben wieder gewinnen, auf die es Kluckhohn ebenso wie allen echten Historikern ankommt. Emil Staiger.

Helmut Schilling: Das letzte Gespräch. Verlag Francke A.-G., Bern 1941.

Zwei sterbende Soldaten, Feinde, liegen in einem Granattrichter unter einem schweren, bleiernen Himmel. Der eine schreit und schreit, bis er schließlich darob zum Bewußtsein erwacht und über sich und die Welt nachdenkt. Er fängt an in abgerissenen Episoden sein Leben zu erzählen und zaubert so dem Feind, von dem er nur wirre Haare, eine Hand und einen Stiefel sieht, eigene schöne Bilder der Vergangenheit herauf. Unterbricht er sich aus Verzweiflung an der Wirklichkeit oder durch Schmerzen gepeinigt, so scheint eine Geste des Anderen ihn zum weiterreden zu bitten. Bis er sieht, daß dieser tot ist. Die letzte Einsamkeit läßt ihn die Erinnerung an die höchste und reinste Begebenheit seines Lebens, die Begegnung und Ehe mit Elisabeth überwinden.

Helmut Schilling gibt in diesem schmalen Bändchen seinem mitempfindenden Erleben und Erleiden des grausamen Schicksals, das Tausende und Tausende heute durchkämpfen müssen, einen tiefen poetischen Ausdruck. A.-M. Thormann.

Kronprinz Rudolf.

Werner Richter: Kronprinz Rudolf von Österreich. Mit 5 Bildnissen. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich u. Leipzig 1941.

Nach Werner Richters Büchern über Kaiser Friedrich den Dritten und König Ludwig den Zweiten von Bayern wird jeder gern und vertrauensvoll sich dieses sein Buch über den unglücklichen Sohn des Kaisers Franz Joseph vornehmen. Erstlich, weil die redliche Geschichtschreibung und menschliche Haltung, überhaupt seine ganze Art, angenehm berühren, aber auch wegen des innern Zusammenhanges der drei fürstlichen Lebensläufe, die der deutschen Geschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts angehören. Schon die nahe beieinander liegenden Sterbejahre 1886, 1888, 1889 weisen auf allerengste Zusammengehörigkeit, und das Ende der drei Fürsten hat die Zeitgenossen aufs leidenschaftlichste bewegt, — menschlich, weil von den dreien nur einer eines natürlichen Todes gestorben ist, der dritte aber die Hoffnungen Tausender auf ein liberal regiertes monarchisches Deutschland mit sich ins Grab genommen hat, politisch, weil die

Lage des jungen Deutschen Reiches wie die des alten, ebenfalls deutsch verwurzelten Donaureiches damals allen Angehörigen der genannten Staaten Sorge bereitete, die Feinde aber mit Hoffnung erfüllte. Noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, erwecken die damaligen Ereignisse Teilnahme und erregen die Gemüter, obschon die beteiligten Fürstenhäuser vom Schauplatz verschwunden sind und ihre Reiche, die Schöpfungen der Habsburger, der Hohenzollern und Wittelsbacher nicht mehr bestehen. Ja, gerade der Untergang von Staatsgebilden, die ins Mittelalter hinaufreichen und ohne die wir heute Lebende uns Europa immer noch nicht recht denken können, hat die Frage nach warum und wie neu gestellt und die Aufmerksamkeit auf die Ahnungen und Vorzeichen gelenkt, die dem Unheil vorangegangen sind.

Keine Frage: dieses dritte der Richterschen Bücher behandelt einen uns um etwas weniger naheliegenden Gegenstand als die beiden ersten. Mag sich der Liebhaber des Sensationellen von dem schaurigen Ende Rudolfs angezogen fühlen, jene ganze südöstliche Welt mit den uns fremden Völkern, deren Sprachen man bei uns nicht kennt und deren Bildungsstand und Lebensstil uns minderwertig vorkommen wollen, reicht doch zu sehr ins bereits etwas morgenländisch Anmutende, um uns ebenso zu berühren, wie etwa das, was Bayern und Preußen angeht, und das „Drama von Mayerling" bringen wir in Gedanken leicht zusammen etwa mit dem Belgrader Königsmord von 1903. Aber das Schicksal Rudolfs braucht uns nur von seiner politischen Seite gezeigt zu werden, und wir merken sofort, daß es uns doch nahe angeht. Denn Mayerling bedeutet nicht einfach das Ende eines Wüstlings, und die Baronin Vetsera ist nicht schuld an Rudolfs Tode. Gewiß, dessen Ehe war unglücklich, aber sein Leben war nicht mit dem Mary Vetseras unheilbar verstrickt, er tändelte bis zuletzt noch mit anderen Frauen, sie bedeutete für ihn eigentlich wenig, hatte nie Aussicht, seine Frau zu werden, und ihretwegen brauchte der Sohn des Kaisers sich nicht zu töten, er war unabhängig von ihr zu diesem Entschluß gekommen, er nahm das stürmisch verliebte Geschöpf bloß mit in den Tod. Rudolfs Ende war vielmehr das Ende eines zu hoher Stellung berufenen Mannes, der sah, daß er sein Ziel nicht erreichen werde. Sein Untergang war der Anfang des Untergangs der habsburgischen Herrlichkeit. Man weiß längst, daß politische Beweggründe mitspielten: die Verbindung des Thronerben mit der ungarischen Opposition, sein mehr als bedenkliches Verhältnis zu Kaiser Wilhelm dem Zweiten, sein kühl korrektes Verhältnis zum Vater, sein Mißtrauen gegen den doch nicht zu entbehrenden deutschen Bundesgenossen, seine nie aussetzende Angst vor einem russischen Überfall, dem er mit einem rechtzeitigen Angriff zuvorzukommen wünschte, wobei er aber auf den Widerstand Bismarcks stieß, sein Kampf gegen den langjährigen politischen Führer der Monarchie, den Grafen Taaffe und gegen die zersetzenden Mächte des Sprachnationalismus. Rudolf verzweifelte an der Heilung des kranken Reiches, geriet durch seine Unterstützung der ungarischen Separatisten in eine Sackgasse, an deren Ende die Möglichkeit des Hochverrates stand, vielleicht der Zwang dazu, und wußte wirklich nicht mehr, wie er weiter kommen sollte. Richters Buch stellt das alles ins helle Licht — soweit da überhaupt Licht möglich ist. Nicht etwa soll das Werk eine Art Ehrenrettung sein, die bedenklich haltlose Gestalt des Thronfolgers zeigt es uns, wie sie war, und nur das Gespinst von Klatsch und Legenden, das sie umgibt, wird zerrissen. Aber der Leser lernt doch auch sehen, daß Rudolf eine politisch ernst zu nehmende Persönlichkeit gewesen ist und sein Tod nicht einfach das Verschwinden eines hochgestellten Taugenichts, auch nicht nur einer der vielen Unglücksfälle im Hause seiner schwer geprüften Eltern, sondern ein politisches Ereignis von europäischer Bedeutung.

Richters politischer Standpunkt wird in diesem Buche noch deutlicher sichtbar als in den beiden vorhergehenden; von Einseitigkeit wird man nicht reden dürfen, aber der Verfasser hat seine eigne, von der sonst in der deutschen Geschichtschreibung herrschenden abweichende Meinung: die Abneigung gegen Bismarck und gegen dessen kleindeutsche Lösung der deutschen Frage ist unverkennbar, im Kampf der deutschen Österreicher um die Erhaltung ihrer führenden Stellung im Staat sieht er einen Kampf gegen eine unberechtigte Vorzugsstellung; der junge Kaiser Wilhelm wird recht abfällig beurteilt. Doch ist diese Stellung offenbar nicht irgendwie parteimäßig begründet und deshalb hört man gerne zu.

Richter lehnt auch die landläufige Meinung vom Hause Lothringen-Habsburg als einer entarteten Familie ab und läßt Inzucht als Keimverderberin nicht gelten. Dazu wäre immerhin zu sagen, daß die sich häufende Verbindung mit dem erblich belasteten bayerischen Königshause keine geringe Gefahr der Entartung bedeutete; Mutter und Großmutter Rudolfs gehören dieser Familie an, er hat sogar mehr bayerisches als habsburgisches Blut in seinen Adern. Die durch den Selbstmord aufgeworfene Frage nach einer vielleicht vorhandenen Geisteskrankheit verneint der Verfasser, der übrigens schon für den unglücklichen König Ludwig von Bayern zwar die Geisteskrankheit zugab, aber dabei auch gezeigt hat, daß er die wissenschaftliche Psychiatrie nicht gern mitsprechen läßt. Nun ist Rudolf von Österreich nie irrenärztlich behandelt worden, sodaß die Frage nach dessen geistiger Gesundheit wird offen bleiben müssen, aber Richter, nach seiner gewissenhaften Art, beschreibt das Wesen des Prinzen doch so, daß sie auch anders beantwortet werden kann, als er es tut. Ganz abzuweisen ist nach dem auf S. 200/201 Gesagten der Verdacht auf Schizophrenie (die Krankheit der zwei königlichen Vettern Ludwig und Otto von Bayern) schwerlich, und die vielen Widersprüche in der unharmonischen und gänzlich zerfahrenen Persönlichkeit geben uns, wenn man nun gar noch den Selbstmord dazu nimmt, sicherlich nicht das Recht, Rudolf für einen zweifellos gesunden Menschen anzusehen. Eduard Blocher.

Deutsche Wehrerziehung.

Soldatentum und Jugendertüchtigung, von Dr. Helmut Stellrecht. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1935.

Diese kleine Schrift schildert eingangs eindrücklich, wie im November 1914 westlich Langemark die Blüte der deutschen Jugend, der es an Kampfesgeist und Begeisterung nicht fehlte, wegen völlig ungenügender Ausbildung geopfert wurde. Dabei war dieses Opfer militärisch umsonst gewesen. Die Änderung der Kampfweise, die sich während des Weltkrieges vollzog, führte auch zu einer andern Soldatenerziehung. Der Herdentrieb wurde einer Truppe zum Verhängnis. Vielmehr mußte der persönliche Mut entwickelt werden, weil sich der Soldat im modernen Kampf allein, auf sich selbst angewiesen, bewähren muß.

Die Erziehung der Jugend zur Kriegstüchtigkeit besteht in der körperlichen und seelischen Ertüchtigung. Dem jungen Menschen soll keine Waffe gegeben werden. „Die Jugend ist um des Lebens willen da. Sie muß nur erzogen werden, das Leben zu verteidigen. Aber die Waffe gehört erst in die Hand des Mannes."

In der Schweiz hat sich eine ähnliche Wandlung vollzogen. Vom „Soldätlis-Spielen" der Kadetten-Korps der Zeit vor dem Weltkrieg ist man zu einer der Altersstufe angepaßten körperlichen Ertüchtigung übergegangen. Indessen lehnen wir Schweizer es nicht ab, schon dem Jüngling das Gewehr in die Hand zu geben, damit er alter Überlieferung gemäß ein guter Schütze werde. Die frühzeitige Schießausbildung ergänzt die körperliche Ertüchtigung und hat ganz allgemein erzieherischen Wert. Wertlos und daher aus dem Ausbildungsprogramm ausgemerzt ist das wirklichkeitsfremde „Herumtürken" im Gelände. Darin deckt sich die schweizerische Auffassung mit der vom Verfasser dargelegten Ansicht.

Die geistige Wehrerziehung der deutschen Jugend, von Gert Bennewitz. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1940.

In dieser Abhandlung wird das Schwergewicht auf die geistige Erziehung verlegt. „Die Frage einer Wiedergewinnung deutscher Macht lautet nicht etwa: Wie fabrizieren wir Waffen, sondern: Wie erzeugen wir den Geist, der ein Volk befähigt, Waffen zu tragen?" Schlaglichtartig beleuchtet wird die geistige Wehrerziehung der deutschen Jugend durch folgenden Satz: „Durch den Einbruch der christlichen Idealvorstellungen wurde das einheitliche Lebensbild unseres Volkes gestört". Hier geht die deutsche Wehrerziehung einen eigenen Weg, der sich mit schweizerischem Wesen und eidgenössischer Gesinnung kaum vertragen würde.

Das deutsche Militärstrafgesetzbuch einschließlich Kriegsstrafrecht, erläutert von Prof. Dr. Erich Schwinge. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1940.

Die vorliegende 4. Auflage dieses ausführlichen Kommentars nimmt bereits Rücksicht auf die seit Kriegsbeginn ergangenen Urteile und Erlasse. Das Werk ist

für den Juristen und Justizoffizier bestimmt; doch vermitteln die Erläuterungen und die als Beispiel angeführten Tatbestände für den Truppenoffizier eine Fülle von Eindrücken und Anregungen, die viel zum besseren Verständnis der Truppe beitragen. Daß das spezifisch Deutsche der Wehrerziehung und Wehrauffassung zum Ausdruck kommt, ist selbstverständlich.

Psychologie des Jagdfliegers (berühmte Flieger des Weltkrieges), von Dr. Paul Robert Skawran, Professor der Psychologie an der Universität Pretoria, Südafrika. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1940.

Das mit zahlreichen Bildern von berühmten Kampffliegern versehene Buch ist ein eigenartiges Werk. Anhand mündlich und schriftlich überlieferter Äußerungen und gestützt auf die Erfolge im Kampf und im täglichen Leben werden die Kampfflieger in Typen unterteilt und bewertet. Wie vielgestaltig die Betrachtungsweise des Verfassers ist, geht aus den nachstehend wiedergegebenen Titeln von Abschnitten des Hauptteiles des Buches hervor: Erblichkeit bei berühmten Jagdfliegern, die körperliche Konstitution, die geistige Eigenart („Richthofen"-Typ und seine Varianten, Verdrängungstypen, Gruppe der Hasardeure und Desperados, Pathetiker, Intellektuelle und Zyniker, Kindlich-Eigensinnige), Alter und Rasse berühmter Jagdflieger, Alkohol und Nikotin im Leben der Jagdflieger, Schlafbedürfnis und Aberglaube.

Dem Buch kommt weit größere Bedeutung zu, als es, nach dem Titel zu urteilen, den Anschein hat. Es regt zu Vergleichen mit auf andern Gebieten tätigen Menschen an, ja es reizt geradezu zu einer entsprechenden Analyse der Veranlagung großer Staatsmänner und erinnert an die Arbeiten von Herrn Oberstdivisionär Bircher über die krankhaften Erscheinungen bei Heerführern. Das Buch ist besonders geeignet, dem Offizier zum Bewußtsein zu bringen, in wie hohem Maße die Leistungen von Veranlagung, Geistesverfassung und Lebensgewohnheiten abhängen.

Sam Streiff.

Geschichte der Kirchgemeinde Andelfingen.

„Die Gemeindegeschichte muß durch eine Fülle von Einzelheiten ein lebensvolles Bild der einstigen Verhältnisse gewähren. Dazu ist es notwendig, die vorhandenen Quellen zu ermitteln und sie gründlich zu erforschen und zu verwenden." Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser selbst die Grundlage, auf der er seine Geschichte der Kirchgemeinde Andelfingen aufbaut. In über zehnjähriger Forschung hat er alles erreichbare Material zusammengetragen, und das Ergebnis dieser mühevollen Arbeit liegt jetzt in einem ersten, gut 550 Seiten starken Bande vor. **(Dr. Emil Stauber: Geschichte der Kirchgemeinde Andelfingen, Klein-Andelfingen, Adlikon und Humlikon, und für die ältere Zeit auch die politischen Gemeinden Dägerlen, Dorf, Thalheim und Volken. Bd. I. Herausgegeben von der Gemeinde Andelfingen. Verlag: Buchdruckerei Berichthaus in Zürich. 1940.)**

Für eine solche Fülle von Stoff die geeignete Form zu finden, ist keine kleine Kunst, und es war sicher ein glücklicher Griff, daß der Verfasser entschlossen den streng chronologischen Rahmen sprengte und zu einem guten Teil nach sachlichen Gesichtspunkten vorging, wobei allerdings, wo dies möglich ist, die einzelnen Gebiete sich nach einer innern Logik folgen. Nach einer knappen geographischen Einleitung werden wir mit der wechselvollen äußern Geschichte Andelfingens bekannt gemacht. Während bereits aus der jüngern Steinzeit sichere Spuren von Besiedelung der Gegend vorliegen, ist Andelfingen selbst erst die Gründung eines Alemannen, dessen Name Andolf sein mußte. Aber erst um 750 wird Andelfingen erstmals erwähnt, um dann wieder bis 1260 völlig aus den Quellen zu verschwinden. Dann lassen sich die weitern äußern Schicksale aber gut verfolgen; nacheinander stand Andelfingen unter der Hoheit der Kiburger und (seit 1264) ihrer Erben, der Habsburger, wurde von diesen zuerst (im 14. Jahrhundert) an die Truchsessen von Dießenhofen, dann 1377 an die Herren von Hohenlandenberg verpfändet, um dann am 17. Oktober 1434 für 2300 Gulden endgültig an Zürich überzugehen.

Nach der verhältnismäßig kurzen Schilderung dieser äußern Schicksale Andelfingens geht der Verfasser auf eine äußerst gründliche Darlegung der innern Verhältnisse und Zustände über; und hier muß ja auch naturgemäß der Schwerpunkt einer solchen Lokalgeschichte liegen. Eingehend werden wir mit den Burgen, ihren Geschlechtern und Bewohnern bekannt gemacht, wobei sich die Textbilder durch Gegenüberstellung alter Darstellungen und neuer Photographien reizvoll ergänzen. Neue Abschnitte behandeln mit ausführlicher Beiziehung der Quellen die Lehens-, Gerichts- und Zehntenverhältnisse. Nach einer Schilderung der Landvögte, ihrer Wahl in Zürich, ihrem Einzug in das Schloß, ihrer Tätigkeit und Stellung werden wir mit den Höfen und Häusern von Andelfingen und den andern Gemeinden bekannt gemacht. In zwei großen Abschnitten zeichnet der Verfasser darauf die Entwicklung und die Verhältnisse der Kirche und der Schule, um mit einem Überblick über die Gewässer den ersten Band abzuschließen.

Was dem Verfasser vorschwebte, ist ihm sicher gelungen. Reich (manchmal fast überreich) belebt er seinen Stoff mit Detailschilderungen, und so ist ein Buch entstanden, das sich zwar wohl kaum in einem Zuge lesen läßt, das aber sicher stets eine ausführliche und zuverlässige Antwort auf alle Fragen der Lokalgeschichte Andelfingens gibt.

Schließlich sei noch auf die sorgfältige Ausstattung und die gut ausgewählten Illustrationen hingewiesen, die auch äußerlich die Liebe verraten, mit der dieses Werk betreut wurde. Walter Schmid.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Ackermann, August Jakob: Satadana. Hundert Sprüche altindischer Weisheit. Aus dem Sanskrit in deutsche Metren übersetzt. Rascher, Zürich 1941. 130 Seiten, Fr. 5.80.

Bérard, Clément: Au Valais romand. Légendes et traditions. Kundig, Genève 1941. 40 Seiten, Fr. —.60.

Bertrand, P. und **Robert, P.:** Dein Vaterland. Eine Schweizergeschichte für Kinder. Francke, Bern 1941. 96 Seiten mit 9 Bildtafeln in Mehrfarbendruck und zahlreichen Textbildern, Fr. 8.50.

Blum, Ruth: Blauer Himmel, Grüne Erde. Huber, Frauenfeld 1941. 275 Seiten, Fr. 7.20.

Boßhart, Jakob: Saat und Ernte. Ausgewählte Novellen. Huber, Frauenfeld 1941. 339 Seiten, Fr. 6.50.

Bridge, Ann: Gesang in Peking. Roman. Deutsche Übertragung von H. E. Herlitschka. Humanitas-Verlag, Zürich 1942. 510 Seiten, Fr. 9.50.

Bula, Werner: Tue wi-n-i sött. Us em Läbe vom Chänzeli-Peetsch. Francke, Bern 1941. 255 Seiten, Fr. 7.50.

Chapuisat, Edouard: Le Général Dufour. Kundig, Genève, 1941. 40 Seiten, Fr. —.60.

Dreißig Volkslieder aus den ersten Pressen der Apiarius. In Faksimiledruck herausgegeben mit einer Einleitung und Bibliographie von Hans Bloesch. Veröffentlichung der Schweiz. Bibliophilen Gesellschaft zur 400. Jahrfeier der Einführung der Buchdruckerkunst in Bern 1537. Bern 1937.

Farner Oskar, Hoffmann Hans und **Winizki Ernst:** Die große Wende in Zürich. Otto Münchs Zwingli-Türe am Großmünster. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. 160 Seiten mit 76 Abbildungen, Fr. 15.50.

Gasser, Christian: Eidgenössische Wirtschaft. Rascher, Zürich 1941. 40 Seiten, Fr. 1.—.

del Grande, Nino: 50 000 Kilometer durch Afrika. Aus dem Italienischen übersetzt von Giuseppe Zocci. Albert Müller, Zürich 1941. 190 Seiten mit 54 Kunstdrucktafeln, Fr. 10.80.

Guggenbühl, Adolf: Vom Segen der Familie. Schweizer Spiegel-Verlag, Zürich 1941. 48 Seiten, Fr. 1.—.

Heiligenthal, R.: Straßburg unter den Rheinstädten. Heft 12 der „Siedlungsstudien. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1941. 40 Seiten, 8 Abbildungen und 1 Plan, M. 3.—.

Heizmann, Gertrud: Die Sechs am Riesen. Eine Feriengeschichte. Verlag Francke, Bern 1941. 147 Seiten, Fr. 5.50.

Helveticus. Neues Schweizer Jugendbuch. Ein buntes Jahrbuch. Herausgegeben von Karl Thöne. Hallwag, Bern 1941. 320 Seiten reich illustriert, Fr. 7.50.

Hilton, James: Gefundene Jahre. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Hans R. Wyß. Orell Füßli Verlag, Zürich 1941. 416 Seiten, Fr. 9.—.

Huber, Max: Rotes Kreuz. Grundsätze und Probleme. Atlantis-Verlag, Zürich 1941. 222 Seiten, Fr. 6.50.

Hugelshofer, Walter: Wolfgang Adam Töpffer. Aus der Reihe „Schweizer Künstler", herausgegeben von Oskar Reinhart. Max Niehans, Zürich 1941. 16 Seiten und 15 Jullustrationen, Fr. 5.90.

Hugelshofer, Walter: Albert Anker. Aus der Reihe „Schweizer Künstler", herausgegeben von Oskar Reinhart. Max Niehans, Zürich 1941. 15 Seiten und 15 Illustrationen, Fr. 5.90.

Jacobsen, H. P.: Den Göttern um Trotz. Roman aus der kretisch-mykenischen Zeit. Aus dem Dänischen übersetzt von Karl Hellwig. Albert Müller, Zürich 1941. 334 Seiten, Fr. 9.80.

Iff, Wilhelm: Tod und Auferstehung. Roman. Verlag Francke, Bern 1941. 317 Seiten, Fr. 9.80.

Ilg, Paul: Der Landstörtzer. Des „Menschlein Matthias" letzter Teil. Roman. Rascher, Zürich 1942. 328 Seiten, Fr. 8.75.

Kurz, Karl Friedrich: Der wunderliche Hannes. Rascher, Zürich 1942. 276 Seiten, Fr. 7.50.

Lavater-Sloman, Mary: Katharina und die russische Seele. Die Lebensgeschichte Katharinas II. von Rußland 1729—1796. Morgarten-Verlag, Zürich 1941. 521 Seiten und 16 Bildtafeln, Fr. 16.80.

Lofts, Norah: Hester Roon. Roman. Übertragung aus dem Amerikanischen von R. Hochglend. Albert Müller, Zürich 1941. 360 Seiten, Fr. 9.80.

Matzig, Richard B.: Südwind. Miniaturen. Zollikofer, St. Gallen 1941, 152 S.

von Moos, Herbert und **Endres Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band II, Lieferung 8: Der Krieg im Fernen Osten. Lieferung 9: Der deutsche Feldzug gegen Rußland. Hallwag, Bern 1941. 40 bezw. 32 Seiten, je Fr. 1.75.

Müller-Einigen, Hans: Der Tokaier. Komödie in drei Akten. Francke, Bern 1941. 92 Seiten, Fr. 3.50.

Müller-Einigen, Hans: Die Sterne. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Francke, Bern 1941. 88 Seiten, Fr. 3.50.

Müller-Einigen, Hans: Der Spiegel der Agrippina. Novelle. Francke, Bern 1941. 110 Seiten, Fr. 4.20.

Odermatt, Franz: Veronika Gut. Roman. Verlag Benziger, Einsiedeln 1941. 312 Seiten, Fr. 7.90.

Osann, Christiane: Rainer Maria Rilke. Der Weg eines Dichters. Orell Füßli Verlag 1941 339 Seiten, Fr. 9.—.

Peitrequin, Jean: Le Canal ranshelvétique du Rhône au Rhin. Kundig, Genève 1941. 32 Seiten, Fr. —.60.

Pestalozzi, Heinrich: Das kleine Fabelbuch. Bearbeitet von Adolf Haller. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. 94 Seiten, Fr. 4.20.

Pinkerton, Kathrene: Einsames Blockhaus. Fünf Jahre im kanadischen Busch. Übertragung aus dem Amerikanischen von M. E. Kähnert. Albert Müller, Zürich 1941. 256 Seiten mit 26 Kunstdrucktafeln, Fr. 10.80.

de Pourtalès, Guy: La Suisse. Terre de Liberté et d'Hospitalité. Kundig, Genève 1941. 32 Seiten, Fr. —.60.

Rhyn, Hans: Tag und Traum. Gedichte. Francke, Bern 1941. 74 Seiten, Fr. 2.80.

Schaeffner, Georg: Wolfgang Amadeus Mozart. Aus Igors Papieren. Francke, Bern 1941. 173 Seiten, Fr. 5.80.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.